

Überhebliche Wessis - (n)ostalgische Osis: strukturelle Prämissen kollektiver Devianzzuschreibungen in der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen

Schneider, Wolfgang Ludwig

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schneider, W. L. (1995). Überhebliche Wessis - (n)ostalgische Osis: strukturelle Prämissen kollektiver Devianzzuschreibungen in der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen. In H. Sahner, & S. Schwendtner (Hrsg.), *27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie - Gesellschaften im Umbruch: Sektionen und Arbeitsgruppen* (S. 544-547). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-141326>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

5. Überhebliche Wessis - (n)ostalgische Ossis. Strukturelle Prämissen kollektiver Devianzzuschreibungen in der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen

Wolfgang Ludwig Schneider

I.

Nach der Beendigung der deutschen Teilung im Oktober 1990 machte sehr schnell eine Ersatzbezeichnung für die verschwundene Differenz Karriere: die Unterscheidung von "Ossis" und "Wessis". Die Ostdeutschen als die neuen Ostfriesen, als prämoderne Witzfiguren der Westdeutschen, und beide Gruppen als Angehörige verschiedener Stämme porträtiert, dies bedeutete - wie ironisch gebrochen auch immer - einen Affront gegen die öffentlich beschworene Einheitsprojektion. - Um diese Unterscheidung auch für die Ostdeutschen verwendungsfähig zu machen, bedurfte es zunächst einer Resymmetrisierung: Die in "Ossi" anklingende Zuschreibung von Rückständigkeit, der Unkenntnis moderner Lebensverhältnisse und der Unfähigkeit, sich darin zurecht zu finden, mußte durch eine komplementäre Invektive an die Adresse der Wessis ausbalanciert werden. Sie fand ihren verdichteten Ausdruck in der Rede vom "Besserwessi" (1991 zum "Wort des Jahres" gekürt), die in den Medien sofort aufgegriffen und von ostdeutschen Politikern in ihr Repertoire zur Charakterisierung mißliebiger 'westlicher' Positionen eingegliedert wurde. Das Etikett des Besserwessis richtet sich (was hier leider aus Platzgründen nicht durch Material belegt werden kann), gegen die einseitige Anforderung des Lernen-Müssens, der sich die Ostdeutschen als Folge der Rekonstruktion Ostdeutschlands nach bundesrepublikanischem Muster ausgesetzt sahen. Die Einseitigkeit des 'Lernen Müssens' - so meine Ausgangsthese - umschreibt das Kernmotiv, das den meisten Zuschreibungen zugrunde liegt, die mit der Ossi/Wessi-Unterscheidung verknüpft sind.

II.

Meine zweite These versucht zu erklären, warum gerade dieser Sachverhalt zu einem Kernmotiv für die semantische Projektion einer schismatischen kollektiven Identität werden konnte. Sie bringt das Problem der Asymmetrie des Lernens mit einer wesentlich allgemeineren Unterscheidung in Verbindung, der Unterscheidung von Einheimischen und Fremden. Wer sich selbst als 'Einheimischer' und seinen Interaktionspartner als 'Fremden' verbuchen kann, der muß eventuelle Enttäuschungen seiner Normalitätserwartungen durch den anderen nicht zwangsläufig als intentionale Regelverletzung zurechnen oder sie zum Anlaß für die Revision seiner Erwartungen nehmen. Er hat statt dessen die Möglichkeit, sie auf die mangelnde Vertrautheit des anderen mit den lokalen Gepflogenheiten zurückzuführen. Aufklärung des Fremden über die lokalen Übelheiten ist dann die adäquate Reaktion. Sie setzt zugleich voraus, daß der andere sich lernbereit zu verhalten hat und divergierende Erwartungs- und Verhaltensmuster in Übereinstimmung mit den lokalen Anforderungen zu bringen sucht. 'Einheimisch' zu sein bedeutet demnach, gegenüber Fremden, die sich abweichend verhalten, gegebenenfalls die Rolle des Belehrenden übernehmen zu können und von diesen zu erwarten, daß sie die Rolle des Lernenden akzeptieren. Dem Frem-

den wird damit gleichsam die Rolle des Novizen in Relation zur lokalen Gemeinschaft zugewiesen, die letztlich - freilich um den Preis seiner Assimilation an die etablierten Standards - auf dessen Inklusion zielt. Gesichert wird auf diese Weise das Geltungsprivileg der je lokalen Ordnung gegenüber Abweichungserfahrungen in der Interaktion mit anderen, die als 'Fremde' kategorisiert werden können. In Situationen, in denen die Lernkapazitäten der Individuen durch das Tempo sozialen Wandels überlastet zu werden drohen, kann die Unterscheidung von Einheimischen und Fremden, zwischen Alteingesessenen und Neuankömmlingen sozial forciert und so als Instrument der Dämpfung von Änderungszumutungen eingesetzt werden.

Der interaktive Gebrauch der Figur Einheimische/Fremde ist an bestimmte situative Angemessenheitsbedingungen geknüpft. Sie funktioniert problemlos, wenn Interaktionsteilnehmer sich wechselseitig auf übereinstimmende Weise den beiden Seiten der Unterscheidung zuordnen - so etwa bei Urlaubsreisen im Ausland, bei denen die Selbstkategorisierung als Fremder geeignet ist, eine Lern- und Anpassungsbereitschaft gegenüber den Erwartungen der Einheimischen zu mobilisieren, die u.U. beträchtlich kontrastiert mit der Anpassungsunwilligkeit an fremde Sitten und Umgangsformen, sobald sie im heimischen Alltag erlebt werden. Und noch die Rolle des Gastes, z.B. in einem in Frankfurt gelegenen chinesischen Restaurant, ist geeignet, deutsche Besucher zu ungeschickten und etwas verschämten Versuchen im Umgang mit Stäbchen zu motivieren, deren Verwendung beim Mittagessen in der Kantine am Arbeitsplatz sie wahrscheinlich energisch zurückweisen würden. - Scheinbare Inkonsistenzen dieser Art werden oft kritisch vermerkt. Wenn ausländische Restaurants gerne besucht, ausländische Kollegen oder Mitbewohner eines Mietshauses dagegen eher unwillig akzeptiert und zur Anpassung an die üblichen Verhaltensstandards aufgefordert werden, dann kann dies jedoch auf einfache Weise durch die situativ unterschiedliche Handhabung der Unterscheidung von 'Einheimischen' und 'Fremden' erklärt werden. So gesehen könnte "Fremdenfeindlichkeit" in vielen Fällen nichts anderes bedeuten als die Anwahl dieses Kategorisierungsschemas in Situationen, in denen es aus der Perspektive der kritisierenden Beobachter inadäquat erscheint.

Sich als 'Einheimischer' zu kategorisieren bedeutet zunächst, im Unterschied zu 'Fremden', sich nicht an deren Vorstellungen des Üblichen und Richtigen anpassen, d.h. von ihnen lernen zu müssen, sondern selbst die Rolle des Lehrenden gegenüber den Fremden übernehmen zu können. Diese Rollenverteilung wird in ihr Gegenteil verkehrt, wenn Fremde als Lehrmeister auftreten und Einheimische zu Unterrichtsbedürftigen werden, von denen Anpassungs- und Lernbereitschaft verlangt wird. Mit der generellen Darstellung der eingelebten Verhaltensorientierungen als defizitär und korrekturbedürftig im Sinne fremder Muster, mit dieser Umkehrung des Geltungsvorranges zugunsten importierter Maßstäbe, geraten die Einheimischen gleichsam in die Position von Fremden im eigenen Land.

Diese Situation entspricht im wesentlichen der Lage in den neuen Bundesländern. Die Notwendigkeit des Umlernens, von der kaum ein Lebensbereich verschont geblieben ist, produziert ständige Fremdheitserfahrungen in einem Umfange, wie er aus westdeutscher Perspektive nur schwer nachzuvollziehen ist. Die Westdeutschen werden in ihrer Rolle als Agenten des Wandels als Personifizierung fremder Verhaltensmuster und bedrohlicher Anpassungsforderungen erlebt. Im Kontakt mit ihnen erscheint das reguläre Beziehungsmuster zwischen Einheimischen und Fremden daher pervertiert. Auch für Situationen einer solchen Umkehrung gibt es freilich paradigmatische Fälle, auf die das Erleben der Ostdeutschen als Deutungshintergrund zurückgreifen

kann: Situationen der Eroberung durch eine fremde Macht, der Kolonisierung, aber auch der fremden Unterstützung in der Form von 'Entwicklungshilfe'. Und von Eroberung, Kolonisierung oder der Behandlung der neuen Länder als Entwicklungsland ist denn auch häufig die Rede, wenn das Verhalten der Westdeutschen kritisiert wird. Diese Charakterisierungen haben hier den Status von pragmatischen Metaphern, mit denen die Struktur einer sozialen Beziehung beschrieben und bewertet wird. Ihnen ist gemeinsam, daß sie eine asymmetrische Beziehungsstruktur projizieren, in der die Plätze zwischen den Einheimischen und den Fremden vertauscht sind und die lokal eingelebte Ordnung ihr Geltungsprivileg an die von den Fremden importierte Ordnung abgetreten hat.

III.

Warum aber erscheint eine solche Situation, die aus ostdeutscher Perspektive als krisenhafte Umkehrung fundamentaler Normalitätserwartungen erlebt wird, für Westdeutsche in Ostdeutschland keineswegs so? - Meine These dazu: Die Ursache liegt im Ausfallen der Selbstdefinition als fremd. Was damit gemeint ist, veranschaulicht der folgende Text. Darin beschreibt ein Westdeutscher, nicht ohne selbstironische Distanz, wie er den ostdeutschen Straßenverkehr erlebt:

"Seit über zwei Jahren lebe ich im Osten, in Schwerin, und allein die Nerverei auf den Straßen hat mich sicher ein Jahr meines Lebens gekostet. Ein Volk von Führerscheinneulingen! Da gibt es eine Minderheit, die sich im neuen Auto hoffnungslos überschätzt, gefährlich überholt und mit Tempo 100 innerorts die Ausfallstraße entlangrast. Und eine Mehrheit, die vor sich hindrömlt und gefährlich rücksichtsvoll agiert: Unzählige Male wäre ich fast aufgefahren, weil ein Ossi vor mir stark abbremste, nur um einen Linksabbieger vorbeizulassen, obwohl hinter mir alles frei war" (Spengler 1993, S.23).

Die zitierte Passage demonstriert zunächst vor allem eines (und dies ist nicht moralisch gemeint!), die völlige Anpassungsunwilligkeit des Autors. Die monierten Besonderheiten der örtlichen Fahrweise werden umstandslos als Fehlverhalten verbucht und auf Fähigkeitsmängel zurückgeführt, die denen von Führerscheinneulingen entsprechen. Die Rücksichtnahme gegenüber dem Linksabbieger erscheint, gemessen an den Anforderungen der Situation, inadäquat. Sie wird wahrgenommen als Verkehrsgefährdung, die zudem überflüssig ist, verschafft sie doch dem dadurch Begünstigten keinen nennenswerten Vorteil. - Jedoch: "gefährlich rücksichtsvoll" ist das Vorbeilassen von Linksabbiegern nur dann, wenn die Hinterherfahrenden diese Möglichkeit (wie anscheinend der zitierte Autor trotz einschlägiger Erfahrung) nicht antizipieren und zu wenig Abstand halten, um gefahrlos bremsen zu können. Als nutzlos erscheint es nur, wenn höfliche Zuorkommenheit im Verkehr dem Ziel schnellen Fortkommens wie selbstverständlich untergeordnet wird. Und so können Ostdeutsche im Gegenzug die Drängelei westdeutscher Autofahrer, ihre Ellenbogenmentalität und Rücksichtslosigkeit kritisieren.

Unterschiedliche Fahrstile - und ich denke, daß sich dieser Befund auch auf andere Verhaltensbereiche übertragen läßt - produzieren so nicht nur ein Koordinationsproblem, sie liefern darüber hinaus die Beobachtungsprämissen für die Registrierung von Abweichungen und die Formulierung von Abweichungserklärungen. Sie etablieren gemeinsame Beobachtungsvoraussetzungen zwischen Akteuren, die diesen Fahrstil habitualisiert haben, prägen auch die präferierte Definition der Situation, nach deren Bedingungen die Angemessenheit dieses Stils beurteilt wird, und er-

möglichen deshalb einen schnellen Konsens über Bewertungen und Zuschreibungen. Über die Grenzen solcher "communities" hinweg eine rasche Übereinstimmung darüber zu erzielen, welcher Stil nun der 'richtige' sei und wer sein Verhalten infolgedessen ändern muß, erscheint jedoch illusorisch. Um einen solchen Konsens zu blockieren, bedarf es weder besonderer strategischer Motive noch pathologischer Wahrnehmungsbeeinträchtigungen. Es genügt der alltägliche Egozentrismus, der dem routinisierten Gebrauch kollektiv praktizierter Beobachtungs- und Verhaltensschemata entspringt. Der Status dieser Schemata ist der von normativen Erwartungen. Werden normative Erwartungen in der Interaktion verletzt, dann wird das verletzende Verhalten als abweichend und fehlerhaft registriert. Nicht die zugrunde gelegten Erwartungen, sondern das abweichende Verhalten erscheint damit korrekturbedürftig. Sein Urheber gilt als verantwortlich für die erlebte Störung. Die einfachste Erklärung für sein Verhalten läßt sich durch die Projektion der Abweichung auf seine Person gewinnen: Unkenntnis der Verhaltensstandards, Unfähigkeit oder auch Unwilligkeit zu ihrer Erfüllung sind die daraus ableitbaren Zuschreibungen. Die zugrundegelegten Erwartungen werden so auf zirkuläre Weise bestätigt. Dadurch erübrigt sich eine Korrektur der Prämissen eigenen Erlebens. Was bleibt ist der wechselseitig erhobene Anspruch, die anderen sollten gefälligst umlernen.

Analoge Reaktionen auf 'abweichendes Verhalten' im Straßenverkehr kennt jeder Autofahrer von sich selbst. Ob "drömelnde" Schweriner oder amerikanische Autofahrer, die im 90 Meilen-tempo die mittlere oder gar linke Spur der Autobahn besetzt halten, in beiden Fällen fühlen sich viele (West-)Deutsche "genervt". Eigentümlicherweise stellt sich dieses Erleben jedoch kaum ein, wenn man als Deutscher auf einer amerikanischen Autobahn fährt. Die abweichende Fahrweise wird hier als Teil der ortsüblichen Gepflogenheiten wahrgenommen, an die man sich als Fremder anzupassen hat. Die Selbstkategorisierung als Fremder impliziert dabei die Anerkennung des Geltungsprivilegs der lokalen Ordnung. Dadurch wird hier die Lernbereitschaft aktiviert, die ein Westdeutscher in Schwerin nicht ohne weiteres aufbringen kann. Was Lernbereitschaft dort blockiert, ist vermutlich das Ausfallen der Selbstkategorisierung als Fremder. Gerade weil man sich - in Kategorien nationaler Zugehörigkeit - auch in Schwerin zu Hause fühlen kann, wird normatives und d.h. lernunwilliges Erwarten ermutigt.

Meine Schlußfolgerung daraus lautet: Nicht eine präexistierende Barriere in terms unterschiedlicher kategorialer Mitgliedschaften, sondern gerade deren Fehlen erleichtert die Umarbeitung von Abweichungserfahrungen der beschriebenen Art in Defizitzuschreibungen. Diese Zuschreibungen benötigen freilich eine Adresse. Die Subkategorisierung der Deutschen in "Ossis" und "Wessis" stellt diese Adresse bereit. Sie erlaubt die Wiedereinführung von Fremdheit auf einer sekundären Attributionsebene und ermöglicht so die einfache Bewältigung alltäglicher Irritationen unter der Prämisse einer gemeinsamen kategorialen Zugehörigkeit. In dieser Funktion erscheint sie gegenwärtig und auf absehbare Zeit kaum zu ersetzen.

Literatur

Spengler, Jochen (1993), Zuneigung, Ratlosigkeit, Zorn. Ein Wessi bei den Ossis. In: Rainer Busch (Hg.): Gemischte Gefühle, Einheitsalltag in Mecklenburg-Vorpommern. Bonn.

PD Dr. Wolfgang Schneider, Justus-Liebig-Universität, Institut für Soziologie, Karl-Glöckner-Str. 21, Haus E, D-35394 Gießen